

Leseprobe 9

Um einer möglichen falschen Verallgemeinerung vorzubeugen, betone ich nochmals: Ich habe hier nur persönliche Erlebnisse und Erfahrungen berichtet. Eine ganze Reihe meiner damaligen Kameraden waren auch bei Frankokanadiern, wo es so wie bei mir und bei Ernst keinerlei hygienischen Probleme gab. Nur die religiösen Verhältnisse waren bei allen im Prinzip die Gleichen. Heute, nach 70 Jahren, hat sich die Situation gewiss ein gutes Stück gewandelt, wie ich von verschiedenen Seiten hören konnte. Ich glaube, wir haben keinen Grund zu besonderer Überheblichkeit. Erinnern Sie sich an das Erlebnis aus meiner Kindheit, an den letzten über den Winter in seiner Hose eingnähten Jungen, den ich selbst 1925 in der Volksschule noch erlebt habe?

Unvergessen ist mir der 7. Juli 1946. Zehn Jahre zuvor war ich mit der Studentengruppe das erste Mal in Wien. Ich habe davon erzählt, wie mich dieser Tag innerlich gepackt hat angesichts der Geschichte dieser urdeutschen Stadt, im Besonderen der historischen Schlacht auf dem Kahlenberg 1683, durch die Wien und das Abendland dank polnischer Hilfe vor der Beherrschung durch die Türken gerettet wurde. Ich hatte seither tatsächlich nahezu jedes Jahr dieses 7. Juli in besonderer Weise gedacht: geistig auf dem Kahlenberg stehend, direkt auf dem Schlachtfeld jenes so schicksalhaften Kampfes, die Stadt Wien und das weite Wiener Becken zu meinen Füßen. Und jetzt auf den Tag genau zehn Jahre später stehe ich mutterseelenallein auf einem riesigen Tabakfeld in Kanada unter der glühenden Sonne dieses heißen Sommers, eine Hacke in der Hand und arbeite mich vorwärts von einer Pflanze zur anderen, Schritt für Schritt die endlos scheinende Reihe entlang bis zum fernen Ende und dann Schritt für Schritt zurück bis zum fernen Ende. Und meine Gedanken und mein Herz sind weit, weit weg wieder auf dem Kahlenberg in Wien, bei den Fahrtkameraden von damals. Wer mag von ihnen den Irrsinn dieser Jahre überstanden haben? Meine Gedanken sind bei der Erfüllung unserer Jugendträume vom groß gewordenen Deutschland, bei den packenden Erlebnissen des Fliegens, die noch heute so lebendig in mir sind wie in jenen Jahren, bei der deutschen Hybris und ihrer Maßlosigkeit, der totalen Geringschätzung der Lebensinteressen anderer Völker, bei dem uns Deutschen anscheinend zugrunde liegenden Mangel an Wirklichkeitssinn, der uns in den Irrsinn dieses Krieges geführt, bei der verheerenden Niederlage und dem unendlichen Leid dieses Zusammenbruchs, dem nicht zu fassenden Missbrauch unseres Idealismus durch eine gewissenlose Führung, der wir fast blind vertrauten. Nun ist alles verspielt, was uns einmal so gut wie heilig war. Wofür sind meine Kameraden und Freunde von damals gefallen, wofür die Millionen unseres Volkes, nicht zu sprechen von den gewaltigen Opfern auch unserer Gegner - wofür?

Auf einmal sitze ich wieder in meiner Me 109 und umkreise zum x-ten Mal die Kolonne der drei Fahrzeuge, die mit hoher Geschwindigkeit auf der Landstraße in Nordfrankreich nach Westen fahren. In einem der drei sitzt ER, der in seiner Hybris und seinem Machtrausch, in seinem Alles-oder-nichts-Denken den großen Krieg plante und ihn brutal begann. Warum musste ich damals auch so verblendet, im Rausch unseres deutschen Nationalismus so gefangen gewesen sein, dass ich das alles nicht erkennen

konnte? Ich hätte mit meinen vier Bordwaffen Hitler erledigen und mich sogar noch nach England hinüber retten können. Es war die Chance meines Lebens. Aber an jenem Tag im Mai 1940 war das für mich undenkbar. Und jetzt plötzlich finde ich mich wieder auf dem riesigen Feld in Kanada in der brütenden Hitze dieses Tages von all dem in der Tiefe gepackt, erfüllt mit Bitternis und hacke mich Reihe für Reihe vorwärts, meiner ungewissen Zukunft entgegen. Da sehe ich auf einmal meinen Monsieur Edouard mir von Ferne zuwinken: Komm her, die Pause ist fällig, es geht aus der glühenden Sonne in den Schatten des Hauses! Ich vergesse das Gestern und vergesse das Morgen. Das Leben geht weiter. Es ist immer im Augenblick des Geschehens.

Gegen Ende unserer Zeit in St. Brigide - die Ernte ist im Wesentlichen eingebracht - fahren Ernst und ich mit dem öffentlichen Bus die etwa 40 Meilen nach Montreal. Unsere Brissons haben uns nach einigem Drängen gerne die Zivilkleidung und das nötige Geld für die kleine und für uns so große Unternehmung gegeben. Wir genossen die Scheinfreiheit und die Stadt. Wir wollten es zunächst nicht recht glauben, dass wir uns frei bewegen konnten wie alle anderen Leute auch.

Schon bald nach diesem Ausflug in die Freiheit holte uns unser englischer Captain ab. Der Abschied war nicht ganz leicht, waren wir uns doch in den fünf Monaten des gemeinsamen Arbeitens und der gemeinsamen Familienfeiern näher gekommen, als ich es je erwartet hätte. Ich konnte einen Teil meines umfangreich gewordenen Gepäcks zurücklassen, was mich sehr erleichterte. Zwei Jahre später erhielt ich es gemäß Versprechen in Deutschland zurück.

Uns beide erwartete nun ein neuer Arbeitsplatz in einer frankokanadischen Apfelfarm direkt am Fuß des Rougemont, der jetzt im Indian Summer anfangt, sich mit seinem leuchtend satten Rot-Braun zu schmücken - ein wunderschönes, viele Kilometer weit ins Land hinaus strahlendes Bild, das ich noch heute ganz plastisch vor mir sehe. Da pflückten wir mit dem Farmer und seiner Familie drei Wochen lang immer nur Äpfel von den Bäumen und sortierten sie Apfel für Apfel gleich in ihre Transportkisten. Es waren ausgesprochen nette Leute und wir konnten das Zusammenarbeiten und das Leben mit ihnen in dieser uns neuen, ganz anderen Welt richtig genießen. Die Tage vergingen im Fluge und schon stand erneut unser Captain vor uns, um uns zurückzuholen ins Gefangenenlager. Vorbei war die Zeit, in der Ernst und ich ein gewisses Eigenleben führten und dabei Pläne für die Zeit nach der Entlassung schmiedeten. Doch zunächst waren wir wieder in der jetzt tristen Kriegsgefangenenatmosphäre des Lagers gelandet.

Nun begann der lange und mühsame Weg zurück nach Deutschland durch eine unerwartet lange Reihe von Lagern. Noch immer hatten wir keine volle Klarheit, wie es mit uns Antragstellern weitergehen würde, ob wir in Kanada bleiben dürften oder nicht. Zunächst erreichte mich die Eingabe meines Farmers Edouard Brisson aus St. Brigide vom 27. 8. 1946 an das Immigration Office in Montreal, mir nach der Entlassung aus dem Status der Kriegsgefangenschaft die offizielle Einwanderung in Kanada zu gestatten. Aus dieser Eingabe erfuhr ich auch, was für ein fleißiger und geschickter, mit allen landwirtschaftlichen Arbeiten und Problemen bestens vertrauter, anständiger und zuver-

lässiger Geselle ich in diesen knapp fünf Monaten geworden war. Und kurze Zeit später wurde mir das durch eine notariell beglaubigte Deklaration nochmals bestätigt, in der mir für ein Jahr nach Ankunft als Immigrant Arbeit, Wohnung und Verpflegung garantiert wurde. Aber was half es? Im nächsten Lager Montieth/Ontario, in das wir mittlerweile verfrachtet waren, unterschrieb ich nochmals wie so viele andere einen derartigen Antrag. Offensichtlich war von irgendeiner offiziellen Stelle, die an uns interessiert war, ein neuer Anlauf für uns unternommen worden, der jedoch ebenfalls im Sande verlief. Jedenfalls hörten wir nichts mehr außer dem endgültigen Beschluss, uns ebenso wie alle anderen deutschen Kriegsgefangenen nach Deutschland zu repatriieren. Und dabei blieb es.

Dann wurden wir in einer langen Bahnfahrt für einige Wochen in ein Barackenlager nach Norden nicht sehr weit von der Hudson Bay gebracht und anschließend im Jahre 1947 zurück nach Halifax. Wer von uns hätte im Januar 1941 von England hierher kommend geahnt, dass wir erst nach sechs langen Jahren erneut hier sein würden für unseren Rücktransport in die Heimat? Welch ein Glück, dass es uns Menschen definitiv nicht gegeben ist, in die Zukunft zu schauen. Wie hatte sich doch in diesen sechs Jahren die Welt geändert, die ganze Weltordnung umgekrempelt und wie wurden wir aus dem unrealistischen Höhenflug unserer Ideen zurückgeworfen in die brutale Wirklichkeit!